

Nr. 209. Bromberg, den 13. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XXII.

Ein spanischer Tanz von Moszkowsky.

Pünktlich um fünf Uhr stand Wernoffs Wagen vor dem Bankhaus Hasenauer.

Jan saß am Steuer und wunderte sich im stillen über seinen Herrn, der ihm außergewöhnlich zerstreut und nervös erschien. Er war besorgt um ihn; denn, so eigentümlich es auch war, Jan war seinem Herrn ehrlich ergeben, obwohl dieser ihn nicht besser behandelte als alle anderen Menschen. Vielleicht sagte ihm irgendein Gefühl, daß die Außenseite Wernoffs so hart und schroff geworden war, weil er viel gelitten hatte. In Worten hätte er das vielleicht nicht ausdrücken können. Aber einfache Menschen haben oft ein unterbewußtes Verständnis für anderer Menschen Leiden.

Heute war Wernoff zerfahren. Er sprach ruckweise. Seine Hand vollendete manchmal mit einer Bewegung den abgebrochenen Satz.

Was hatte er nur?

Plötzlich ging eine Veränderung in ihm vor.

Hasenauers Gestalt war im Rahmen der Banktür erschienen. Es war, als ob Wernoff sich einen Ruck gäbe. Er war der Alte, ruhig, erwägend, überlegend, selbstsicher. Mit ungeheurer Willenskraft zwang er den Tumult in seiner Seele nieder.

Hasenauer schickte seinen eigenen Wagen weg und stieg zu Wernoff ein. Er begrüßte ihn in seiner überschwänglichen Art und gab Jan die Fahrtrichtung an. Im Wagen begann er von dem zu sprechen, was ihm am meisten am Herzen lag.

„Was sagen Sie nur zu dem französischen Franken? Er fällt und fällt! Nicht aufzuhalten! Glauben Sie nicht auch, Herr Wernoff?"

„Ich möchte mich nicht gern auf Voraussagungen einlassen."

„Vorsichtig wie ein echter Amsterdamer! Ich bin es ja schließlich auch," fügte er bei, um den Schein jener Würde zu wahren, die ihm fehlte. „Aber die Sache ist zu deutlich. Niemand denkt daran, Frankreich zu helfen! Man hat uns ja auch nicht geholfen."

Wernoff dachte sich im stillen, daß der Vergleich etwas hinke; laut aber sagte er:

„Mit dem Franken dürfte wohl noch einiges zu verdienen sein."

„Na, sehen Sie! Sie sagen es ja selbst!"

Dabei übersah er, daß Wernoffs Worte doppelsinnig waren wie die der Pythia. Er hatte ja nicht gesagt, ob mit dem Fallen oder Steigen etwas zu verdienen sei.

Plötzlich schwenkte Hasenauer vom Thema ab.

„Was für einen schönen Wagen Sie haben! Der muß ja ein Heidengeld gekostet haben!"

Aber sofort kam er wieder auf sein altes Thema zurück.

„Den haben sicher auch die Franzosen bezahlt?"

Der Mann war ein hoffnungsloser Spieler. Und dies „Gewächs" hatte Herma ihm vorgezogen.

Hasenauer selbst fühlte, daß er sich zu weit hatte gehen lassen, und versuchte wieder, die Pose des großen, überlegenen Bankmannes anzunehmen.

Er sprach von den gewaltigen Industrieunternehmungen, an denen er beteiligt war — und von seinen Beziehungen zu der östereichischen Aristokratie. Aber das glaubte ihm Wernoff nicht. Der österreichische Adel war wohl arg verarmt, aber doch noch nicht so weit heruntergekommen. Seinerzeit als Offizier eines vornehmen Regiments — unter dem zwingenden Druck der gesellschaftlichen Verpflichtungen — hatte Hasenauer sich noch zusammennehmen müssen. Nun war seine schmutzige Krämernatur längst schon durchgebrochen, und Wernoff bezweifelte stark, daß der österreichische Adel selbst heute sich mit solchen Menschen verband.

Hasenauer sprach weiter und betäubte seinen Nachbar mit Phrasen. Inzwischen kam Hadersdorf näher.

Wernoffs Gedanken arbeiteten. Hier hatte er seine Jugend verbracht, hier hatte er geliebt, und von hier aus war er in das große Erleben hinausgezogen, das die Welt zerrissen hatte. Und hier hätte er nun leben können, wenn nicht der Schuft neben ihm mit seiner feilen Schufterei alles zerstört hätte. Einen Augenblick wogte wieder blinder Haß in ihm auf. Rasender, wütender Haß! Seine Finger krallten sich in das Leder des Sitzes.

Warum hatte er Jan lenken lassen? Der Wagen konnte doch 140 Kilometer machen. Warum hatte er Jan nicht zurückgelassen und selbst gelenkt? Zwei Kilometer weiter vorn war der steinerne Bahndurchlaß. Mit 140 Kilometern gegen die Mauer! Dann war alles aus. Und die Fratze neben ihm wäre zerstört gewesen. Was schadete es schließlich, wenn auch er dabei draufging? War denn das ganze Leben überhaupt wert, gelebt zu werden?

Hasenauer sah die fahle Blässe auf seinem Gesicht und fragte besorgt:

„Fehlt Ihnen etwas, Herr Wernoff?"

Da wachte der aus seinen wilden Phantasien auf und lächelte matt.

„Das ist nur eine vorübergehende kleine Schwäche."

Und sich selbst gelobte er, sich nunmehr ganz gewaltig im Zaum zu halten.

Der Wagen fuhr unter dem Bahndurchlaß durch. Die ersten Häuser von Hadersdorf flogen vorbei. Wieder eine Krümmung, und Wernoff hatte die Selbstbeherrschung, nicht einmal den Kopf zu wenden, als sie an der Woltmann-Villa vorbeifuhren. Spielend nahm der starke Wagen den kleinen Hügel. Das Gartentor der Hochstätten-Villa stand offen. Jan fuhr auf Hasenauers Weisung hinein und den Kiesweg hinauf und hielt vor der Treppe.

Nichts rührte sich in Wernoffs Gesicht, als er ausstieg, obwohl er die Frauengestalt gesehen hatte, die auf der Terrasse am Ende der Treppe saß und nun aufstand und langsam nähertrat.

„Herr Wernoff aus Amsterdam — — — meine Frau."

Höflich beugte er sich über die Hand, die Herma Hasenauer ihm reichte. Erst dann blickte er auf. Sein Auge war ungetrübt, als er höflich sagte:

„Ich hoffe, daß ich Sie nicht allzusehr störe, meine Gnädige."

„Mein Mann hat Sie angesagt, und ich freue mich, Sie begrüßen zu können."

Keine Spur des Erkennens lag in ihren Worten. Sie sprach mit der Verbindlichkeit und Höflichkeit der wohlerzogenen Dame. Aber Wernoffs feingeschärftes Ohr vernahm aus dem Ton, daß eine Welt zwischen ihr und ihrem Gatten lag. Sie begrüßte in ihm den Gast ihres Gatten, nicht den Gast des Hauses. Also gab es kein Haus.

„Wie sollte es auch," dachte Wernoff. „Feuer und Wasser mischen sich nicht."

Das Gespräch rollte in die Bahn alltäglicher Gesellschaftsreden.

„Kannten Sie Wien schon von früher, Herr Wernoff?"

„Gewiß meine Gnädige. Ich kannte es noch in der guten Zeit."

Wernoff gebrauchte die Anrede: „Meine Gnädige" und nicht das Wienerische: „Gnädige Frau".

„Also ist Ihnen der Unterschied aufgefallen?"

„Eigentlich nicht sehr. Er scheint mehr im Innern zu liegen als an der Oberfläche!"

„Aber dort ist er dafür um so stärker! Darf ich Ihnen einen Likör anbieten? Oder Kognak oder Whisky mit Soda?"

In Wernoffs Rolle paßte eine Annahme. Früher hatte er geistige Getränke beinahe immer abgelehnt. Allerdings nahm er nun jenen Trank an, bei dem er den Alkohol begrenzen konnte.

„Einen Whisky mit Soda, wenn ich bitten darf, meine Gnädige."

Hasenauer platschte plump hinein.

„Mach' ihn stark, Herma. Die Russen können schon etwas vertragen."

„Ich mache eine Ausnahme. Danke — genug, meine Gnädige!"

An Herma waren die Worte ihres Mannes ganz vorbeigegangen. Sie hatte auf den Gast gesehen, um von ihm den gewünschten Grad der Mischung zu erfahren.

„Er ist ihr ein Fremder," dachte Wernoff und beobachtete weiter.

Wie wenig sie sich doch geändert hatte. Sie war etwas voller geworden — aber kaum merklich. Noch immer trug sie die Krone des langen Haares, aber sie umrahmte ein anderes Gesicht. Älter, härter, lebenserfahren, mit einem düsteren Schatten bedeckt! Auch nicht mehr so frisch und gesund wie früher. War sie krank? Hatte sie Kummer? Worüber?

Den Fluß des Gesprächs unterbrachen stürmische Kinderfüße.

„Aber — Erna!" mahnte die Mutter.

Die Kleine stand scheu und verschüchtert da.

„Meine Tochter Erna," sagte Frau Hasenauer.

Erna war wohlerzogen. Ohne unnütze Ziererei trat sie auf Wernoff zu, reichte ihm die Hand und machte einen kleinen Knicks.

Hierauf ging sie zu ihrem Vater.

„Guten Abend, Papa."

Bewegung und Worte waren pflichtgemäß, maschinenhaft.

Dann lief sie zu ihrer Mutter und schmiegte sich an sie an. Darin lag Liebe, echte, tiefe Kindesliebe.

„Sie kann ihren Vater nicht leiden," dachte Wernoff. „Sie sieht ihm auch kaum ähnlich. Sie hat das Hochstättengesicht."

Gleich darauf kam die Erzieherin, der Erna davongelaufen war, und alle gingen zu Tisch.

Beinahe hätte Wernoff grimmig aufgelacht. Sie aßen im gleichen Zimmer, in dem einst seine Verlobung angekündigt worden war. Seine Verlobung mit der Frau, die ihm nun verbindlich plaudernd gegenübersaß und ihn nicht kannte.

Das Gespräch lief halb französisch, halb deutsch. Wernoff und die Herrin des Hauses spielten mit dieser Sprache, Hasenauer mißhandelte sie.

Herma Hasenauer zwang ihm eine gewisse Achtung ab. Wenn ihr Gatte sich hoffnungslos in einen französischen Satz verstrickt hatte, fiel sie ein und vollendete ihn. Ganz unauffällig, als ob gerade dieser Satz ihr besonderes Interesse erregt hätte.

„Sie kämpft, um den Schein zu wahren."

Es war ein schwerer Kampf, und es gab Niederlagen dazwischen. Denn auch Hasenauer wollte den Schein wahren und versuchte, den Freundlichen gegen seine Frau zu spielen. Aber er war es sichtlich nicht gewöhnt, und der Offiziersschliff war längst abgegangen.

Man fühlte das grob Gezwungene an seinen Worten, und Frau Hasenauer errötete öfters.

Kaffee und Zigarren wurden wieder auf der Terrasse serviert.

Dort saßen die drei nun allein. Die Erzieherin mußte Erna zu Bett bringen.

Das Gespräch stockte und wurde mühevoller. Zuviel Alltagsthemen waren schon berührt.

„Haben Sie Musik gern, Herr Wernoff?"

„Gewiß, Herr Hasenauer."

Dann erst bemerkte er den leichten Schatten am Gesicht der Frau.

„Sie will nicht als Paradepferd vorgeführt werden," dachte Wernoff. „Aber was kümmern mich ihre Gefühle!"

Richtig, da kam es auch schon.

„Spiel uns doch etwas, Herma."

Gehorsam stand sie auf und ging, gefolgt von beiden, hinein zum Flügel. Aber ihr Gesicht war kalt und abweisend. Und kalt war ihr Spiel.

„Sie hat die alte Technik, aber die Seele ist weg," sagte Wernoff zu sich selbst.

Dann faßte ihn ein höllischer Gedanke, und ehe er ihn noch ausgedacht hatte, schoß es aus seinen Lippen:

„Spielen Sie uns doch einen spanischen Tanz von Moszkowsky, meine Gnädige!"

Es war ,als ob sie in der Luft erstarrte. Der Arm, halb gehoben, blieb stehen. Der Mund, eben zum Sprechen geöffnet, brachte das Wort nicht heraus. Als ob eine Kugel ihr das Herz durchbohrt habe.

Wernoff erschrak. War er zu weit gegangen? Hatte sein Ersuchen, jene Musik zu spielen, die sie ihm an ihrem Verlobungstage vorgespielt hatte, die schlummernde Erinnerung wachgerufen? War ihr Verdacht geweckt? — Das hatte er nicht gewollt! Das paßte ihm nicht in seine Pläne. Oder war es nur ihre eigene Erinnerung an jene Stunden?

Er sah, wie sie sich mit Mühe faßte.

„Was wünschen Sie da, Herr Wernoff?"

Auch Wernoff hatte sich vom ersten Schreck bereits erholt und hatte sich wieder fest in der Hand. Und das war nötig, denn der Ton und die Worte Hermas waren nicht dazu angetan, um seine Zweifel zu beseitigen. Er mußte nun unendlich auf seiner Hut sein. Gott sei Dank, daß Hasenauer gar nicht zugehört hatte. Der dachte sicher wieder an seine Geschäfte.

Ruhig und unbewegt erwiderte er:

„Ich bat um einen spanischen Tanz von Moszkowsky, meine Gnädige."

Da traf ihn ein Blick, zu dem er keine Deutung wußte. War es Argwohn oder der Aufschrei:

„Mann, du weißt nicht, was du da von mir verlangst!"

Wernoff wünschte, nun ihre Gedanken lesen zu können.

Schon aber sagte sie:

„Einen Augenblick, Herr Wernoff. Ich muß die Noten suchen."

„Aber nein, meine Gnädige. Das macht zuviel Mühe. Spielen Sie etwas anderes."

Frau Hasenauer spielte etwas anderes.

Nach ein paar Takten brach sie ab.

„Es geht heute nicht. Ich bin nicht gut in Stimmung."

Und sie gingen auf die Terrasse zurück.

„Erzählen Sie uns doch etwas von Ihrer Heimat, Herr Wernoff."

Was wollte Frau Hasenauer? Warum nannte sie das Land nicht? Da fuhr sie fort: „Ich meine von Rußland . . ."

Wollte sie damit sagen — — — „und nicht von Österreich?" — — — Aber schon ging der Satz weiter:

„— — — und nicht von Holland!"

Es war witzlos, hinter jeder Redewendung einen versteckten Sinn zu suchen. Seine Aufgabe war es, nicht aus der Rolle zu fallen. Diese bot gegen jeden Angriff einen fugenlosen Panzer.

Er erzählte von Rußland. Er kannte es ja so gut.

Und dann trat Hasenauer mit wuchtigen und tolpatschigem Tritt ins Gespräch:

„Gegen das, was in Rußland geschehen ist, haben selbst wir in Österreich es noch gut. Dort sind ja die reinsten Barbaren!"

Wernoff zog die Augenbrauen hoch. Frau Hasenauer suchte zu verbessern.

„Die gebildeten Klassen in Rußland waren dafür um so hochstehender."

Hasenauer verstand nicht, daß seine Frau seine Entgleisung decken wollte. Er deutete die Worte anders und erwiderte beißend:

„Ein früherer Nachbar von uns war mit einer Russin verheiratet. Meine Frau hat die Familie sehr gut gekannt."

Herma Hasenauer war totenbleich geworden, so tobte der Sturm in ihrem Innern. Dann löste er sich in einem krampfhaften Husten.

Wernoff stand auf.

„Die Abendluft wird kühl, und außerdem ist es spät. Gestatten Sie, daß ich mich verabschiede! Meinen herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme." — —

Jan fuhr mit dem Auto vor. Wernoff setzte sich an das Steuer, und die beiden gewaltigen Lichtkegel schoben sich durch die Nacht.

Auf der Landstraße blieb Wernoff stehen und zündete sich eine Zigarette an. Jan dachte, daß sein Herr nun gleich weiterfahren würde. Der aber saß lange unbeweglich, in tiefen Gedanken, und starrte glanzlosen Blickes in die Dunkelheit.

Dann warf er die verrauchte Zigaette mit einer scharfen Handbewegung weg und fuhr weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Baum der Erkenntnis.

Skizze von **Kurt Max Grimm-Zwickau.**

Die graue Holzknechthütte lag auf einer kleinen Wiese über dem Dorf. Sie würde elend ausgesehen haben, wenn nicht ein paar Linden ihre Armut mit vollen Blätterzweigen verdeckten und der Sommer in dem Garten davor jedesmal so unbändig geblüht hätte, daß man meinte, das Glück habe sich hier ein bescheidenes Nest gebaut. Vom Dorfe aus wand sich ein steiniger Weg zu ihr empor, der dann über den Sattel durch den Bergwald in die grünen Wiesen des Hesselbachtales hinunterführte. Seitdem die alten Holzknechtsleute gestorben waren, hausten hier oben nur noch ihre beiden Söhne Emil und Michel. Was sie zum Leben brauchten, verdienten sie gemeinsam in dem Sägewerk unten, zogen sie sich im Garten, brachten sie aus dem Dorfe oder der Stadt heim. Und abends standen sie hemdärmelig am Feuer und lachten oder pfiffen in das Schmoren und Singen ihrer Töpfe, als wollten sie dadurch die Armut von Wand und Diele scheuchen. Wie Natur und Schicksal oft erst wunderliche Wege gehen müssen, um zwei für einander bestimmte Menschen zusammenzubringen, so hatten sie hier die beiden schon von Kindheit an ergänzt. Wenn der breitschulterige, derbe Michel den Holzknechten ein Wort zu viel gesagt hatte und sich rohe Fäuste gegen ihn erhoben, dann sprang der lang aufgeschossene kluge Emil lächelnd dazwischen, daß die andern murrend von dannen gingen. Oder wenn der lange Emil trotz seiner Klugheit mit den Stämmen nicht fertig wurde, dann griffen ein paar harte Hände zu und halfen ihm. So waren sie aufeinander angewiesen und nahmen es hin als etwas Gegebenes.

Da fiel eines Tages ein Schatten in ihr Verhältnis. Sie waren beide in das braunhaarige Müllermädel unten im Dorfe vernarrt, das mit süßen Blicken nicht wußte wohin und beiden davon reichlich gab. Ihre Gespräche wurden kürzer, rauher. Sie brieten nicht mehr in einem Topfe, aßen nicht mehr aus einer Schüssel, lachten und pfiffen nicht mehr am Feuer. Wuchtiger schwang der derbe Michel die Axt gegen die Stämme, daß die Späne flogen. Fester biß der lange Emil die Zähne auf die Lippen, um es dem Bruder gleichzutun. Und wenn er sich schon einmal vorgenommen hatte, mit Michel zu reden, dann brachte er es nicht fertig, sobald er dessen dunkle Augen in den seinen fühlte. Die sagten: „Geh mir aus dem Weg und halt's Maul, du!" Sie lebten nebeneinander her wie Tiere, von denen eins das andere fürchtet, auch dann, als man eines Morgens den langen Emil mit zerschmettertem Fuß nach Hause brachte. Die Monate seiner Genesung waren die leersten und schmerzhaftesten seines Lebens. Und je verzweifelter er selbst wurde, desto heiterer schien der Michel zu werden. Er stolperte frühmorgens den Weg hinunter, nachdem er Emil den Kaffee gereicht hatte. Eben dieses Hinreichen, dieses Dienen. Dieser siegessichere Blick dabei. Dieses schwere wuchtige Schreiten durch den Flur, und dann dieses verfluchte Pfeifen. Wie er das alles tat, der Michel.

Heute, am Freitag, war Michel nach dem Mittag ins Dorf hinunter gegangen. Gegen Abend wollte er zurück sein. Warum erst am Abend? Wollte er dem Schweigen aus dem Wege gehen? Oder hatte er sich mit dem Mädel verabredet? Der lange Emil hinkte am Stocke durch den Garten, setzte sich auf eine Bank und starrte ins Leere. Es war ein Fieber in ihm. Das Bein schmerzte. Er wußte, er wird keine Bäume mehr fällen können. Und dann? Bei diesem Gedanken fuhr er mit der Hand an den Hals. Der Kragen drückte. Sein Atem ging schwer. Er fühlte, wie ihm das Blut heiß ins Gesicht stieg und hernach am Herzen stockte. Kein Lufthauch. Die Bienen summten in den Linden. Das weiche Singen tat ihm heute weh. Er versuchte sich klar zu machen, warum jetzt alles anders sein mußte als früher. Dabei verspann er sich immer tiefer und hängte sich an einen irrsinnigen Gedanken: Eins von den dreien war im Wege. Wenn dieses Mädel da unten nicht wäre — oder der Michel? — Nein! — Er! Was konnte ein Holzknecht mit einem hinkenden Fuße schon schaffen. So quälte er sich den ganzen Nachmittag bis zum Abend. Mit fiebernden Händen wühlte er in Papieren, nahm einen Strick, schrieb schließlich auf einen Zettel ein paar Worte, verriegelte die Tür und hinkte hastig dem Walde zu wie einer, der zu einer Tat entschlossen war. Je näher er den schwarzen Bäumen kam, desto mehr ballten sie sich in seinen Blicken zu einem einzigen Baume zusammen, einer mächtigen Eiche, die mitten im Bergwald stand wie der ewige Baum im Paradies. Seit einer Bibelstunde beim alten Manel sah er diesen Baum mit anderen Augen an. Der Baum der Erkenntnis. Er war ihm heilig geworden wie alles in der Heimat, mit der man Fremdes begreift. Und wenn er damals dieses Weib darunter verachtete, so wollte er es heute erwürgen — erwürgen wollte er es, daß diese Blicke aufhörten! Sein Atem ging heiß, und das Herz schlug hart, als er den Baum erreichte. Er griff in die Tasche nach dem Strick.

Seit seiner Flucht aus der Hütte hatte ein ferner Wind Wolken geballt und am Himmel hochgetrieben. Der lange Emil hatte weder Auge noch Ohr für das aufziehende Wetter. Er verstand nicht mehr die Zeichen des Himmels, und doch schrak er zusammen, als jetzt der erste Blitz durch die windzerquälten Wipfel fuhr und ein Donner mit jähem Knall folgte, als ob der Wald auseinanderkrachte. Die Augen weit aufgerissen, starrte er in den Baum empor. Eine Angst hatte ihn auf einmal befallen, eine Angst, so wild und tierisch, wie sie der Mensch nur in seinen höchsten Nöten zu empfinden pflegt.

Krampfhaft hielt Emil den Strick. Er wollte vorwärts. Die zitternden Beine versagten den Dienst. Da zerriß ein zweiter Strahl die Finsternis des Waldes, und noch einmal sah der lange Emil den dunklen Ast, den er genau kannte. Hier hatten die Holzknechte den alten Manel abgeschnitten, dem der Krebs im Leibe saß. Emil hatte ihn damals hängen sehen. — Im Hochsommer. Die Heidelbeeren waren reif. Die Erinnerung, der gräßliche Anblick des alten Mannes und der dumpfe Klang eines aufschlagenden Leichnams wurden so ungeheuer mächtig in ihm, daß er wie abwehrend seine Hände gegen den Ast streckte. War er das nicht selber? Und morgen würden sie ihn so abschneiden, und es würde wieder so klingen.

Der Regen rauschte. In wenigen Minuten war Emil völlig durchnäßt. Und wie er noch so unter dem Baume stand und die Qualen des alten Manel litt, da fühlte er, wie ihn das Leben auf seinen Wellenrücken nahm und ihn nach oben trug. Er fühlte, wie alle Fäden leise sprangen, die dieser irrsinnige Gedanke um ihn gesponnen hatte.

Und dieses Gefühl des Lebenwollens wurde durch ein anderes gestärkt, das plötzlich wie eine Erkenntnis über ihn kam: Was war denn der Michel ohne ihn! Gehörten sie nicht zusammen? Mußten sie nicht einander helfen? Es wurde ihm mit einem Male alles so klar, daß eine zitternde Freude ihn befiel. Der Strick. Weit holte sein Arm aus und schleuderte ihn in die Dunkelheit gegen den Ast, um den er sich wie eine Schlange ringelte. Dann ging er.

Der Regen floß reichlicher, ungehemmter. Er merkte es, als er aus dem Walde trat. Da stockte sein Fuß. Ein Mann keuchte den Weg herauf und rief ihn bei seinem Namen. Es war Michel, der den Zettel gefunden hatte und um den Bruder bangte. „Zwischen uns wird niemand mehr stehen, Bruder", sagte der derbe Michel und reichte dem Verdutzten die Hand, die der schweigend nahm. Und wie sie so eins im andern durch die Regennacht ihrer Hütte zu gingen, da fühlten sie den Sieg des Ewig-Guten.

Gedankensplitter.

Von Ernst Joachim Hoberg.

Obwohl die menschliche Zunge weich und ohne Knochen ist, hat ein Schlag mit ihr doch schon oft einem Menschen das Genick gebrochen.

*

Das Auge ist der Spiegel der Seele, darum wird es auch so oft niedergeschlagen.

*

Nicht diejenigen tragen ihre Haut zu Markte, die sich am meisten häuten.

*

Es ist eigentümlich, daß immer der, welcher das dickste Fell hat, aus anderer Haut Riemen zu schneiden sucht.

*

Manche Verordnungen haben wohl Hand und Fuß, aber wir vermissen dabei den Verstand.

*

Wenn man jemandem auf den Zahn fühlt, muß man oft die Erfahrung machen, daß er falsch ist.

Pferd und Schnürriemen.

Von Bert Schiff.

Ein Bauer hatte in der Stadt ein Pferd erstanden. Um das Roß bereichert, um das Kaufgeld erleichtert, ritt er nach Hause.

Je weiter er sich von der Stadt entfernte, um so mehr näherte sich dem Schimmel und ihm ein schwarzes Gewitter, dessen Wolken sich an der umwölkten Stirn des Himmels düster drohend weiterschoben. Es war das bösartigste Gewitter, das der Bauer je erlebte. Er glaubte sich dem Tode nahe. Die feurige Peitsche sauste durch die Gewitternacht von den Sternen zur Erde. Die ganze kläffende Meute des Himmels schien losgelassen, die Menschen zu züchtigen.

Da wieder ein Donner herniederfuhr, tat der Bauer mit erhobener Hand das Gelübde: Das prachtvolle Pferd sogleich zu verkaufen und den gesamten Erlös den Bettlern zu schenken, sofern er heil und gesund dem Schrecken des Gewitters entkam!

Und siehe, nach wenigen Minuten stand die Sonne am Himmel und weiße Wölkchen blickten unschuldsvoll wie die weißen Perlenzähne hinter den spitzbübisch lächelnden Lippen eines jungen Weibes. Der Bauer atmete hoch und tief; die Rettung entzückte, das Gelübde bedrückte ihn.

Da er geraume Zeit mit hellem Geist das Dunkel, die Wirrnis durchwühlte, schloß sich seine zwiegespaltene Seele zum festen Entschluß, denn er sah geradeaus den Weg der Lösung.

Er wandte das Pferd zurück zur Stadt. Am Eingang des Marktes lagen in einem Korbe Knöpfe und Brezeln, Streichhölzer und Schnürriemen. Ein Trödler stand daneben. Der Bauer kaufte ein Paar Senkel, trug sie sorgsam in der Rechten; an der Linken führte er das Pferd zum Markt.

Von der Schönheit des Tieres wurde ein Schwarm Menschen angelockt. Doch die Käufer zerstoben vor der Seltsamkeit seines Verlangens: Sich nur von dem Pferde zu lösen, wenn Schnürriemen und Pferd vereinigt blieben. Wer das Pferd kaufte, mußte auch die Senkel bezahlen.

Der Bauer blieb standhaft, bis ein Käufer sich unter seine gaukelnden Gedanken beugte. Die am Anfang gespottet, sahen am Ende, daß er sich des Pferdes für fünfzehn Pfennig entäußerte, des Schnürriemens um fünfzehnhundert Mark. Mit diesen füllte er die Tasche, jene verwahrte er in der hohlen Hand. Und da er einen am Wege kauernden Bettler traf, der mit der Drehorgel die Gesänge seiner Seele begleitete, warf er ihm die fünfzehn Pfennig in den Hut, sagend: „Das Wenige war fürs Pferd, das Viele für die Schnürriemen. Dein Hut blieb leer; doch mein Gelübde ist erfüllt!"



Der eingebildete Kranke.



„Apropos, Herr Zippermann, mein Neffe hat sich als Spezialist für Leberleiden hier niedergelassen; wenn Sie sich seiner mal erinnern wollen — aber Sie haben wohl schon für jedes Organ Ihren besonderen Arzt?"

„Nein, das trifft sich gerade gut — die Leber ist augenblicklich frei!"

Erde, Luft, Wasser, Feuer.

Als die „Mongolfiere", der erste Luftballon, erfunden worden und ihr Erfinder, Mongolfiere, in Frankreich weitere Versuche unternahm, sagte eines Tages der Alte Fritz zum französischen Gesandten:

„Nunmehr sind also die Elemente ziemlich verteilt. Rußland verbreitet seine Herrschaft über die Erde, Frankreich will der Luft gebieten, England beherrscht das Wasser — — da bleibt mir also nur übrig „Feuer" zu kommandieren."

Die Wege ins Himmelreich.

Als dem Grafen Schafgotsch durch den Tod seines Oheims die bedeutende Herrschaft Schlackenwerde unter der Bedingung zugefallen war, daß er zur katholischen Kirche übertrete, machte er diesen, seinen Entschluß, den Willen des Erblassers zu erfüllen, dem Alten Fritz bekannt. Der König genehmigte das Vorhaben mit der Antwort:

„Alle Wege führen zum Himmelreich. Ew. Liebden haben den über Schlackenwerde genommen. Ich wünsche glückliche Reise."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.